

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-00344-8

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Die Farben des Wassers, der schwere Duft der Kletterrosen vor ihrem Fenster und die seltsame Stille, die über der Stadt lag, lösten ein Gefühl in Lily aus. Ein beinahe schmerzhaftes Gefühl, das ein Ziehen in ihrer Brust verursachte. Sie kannte dieses Gefühl. Es überkam sie oft an heißen Tagen, wenn der süße Hauch des Sommers allgegenwärtig war. Besonders stark wurde es an den Abenden, an denen sie mit ihrer Mutter und Michel auf der Terrasse saß und sie sich vorlasen. Schon seit ein paar Minuten suchte sie nach einem Wort, um das Gefühl zu beschreiben. Sehnsucht hatte sie bereits durchgestrichen. Das traf es nicht. Auch Melancholie war nicht das, was sie suchte. Es war etwas Ähnliches, aber sie wollte das perfekte Wort finden, das Wort, das ihr Gefühl so präzise wie möglich spiegelte.

Sie schrieb Vorahnung auf und blickte mit gerunzelter Stirn auf die leicht nach rechts geneigten Buchstaben. Auch das traf es nicht genau, aber ein wenig Wahrheit steckte doch darin. Sie fühlte sich, als würde sie auf etwas warten, als trage die Luft ein Versprechen auf die Zukunft in sich. Trotzdem zog sie energisch einen Strich durch das Wort. Eine halbe Wahrheit konnte sie nicht gebrauchen, sie wollte Genauigkeit.

Ein paar Wochen später würde sie beim Durchblättern der Seiten ein Schauer durchrieseln. Im Schatten der Ereignisse hatte das Wort eine vollkommen neue Bedeutung bekommen.

Miriam Georg, geboren 1987, ist freiberufliche Korrektorin und Lektorin. Sie hat einen Studienabschluss in Europäischer Literatur sowie einen Master mit dem Schwerpunkt Amerikanisch-Indianische Literatur. Wenn sie sich nicht auf einer ihrer Reisen befindet, lebt die Autorin mit ihrer gehörlosen kleinen

Hündin Rosali und ihrer Büchersammlung in Berlin-Neukölln.

MIRIAM GEORG

Elbleuchten

Eine hanseatische Familiensaga

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Hamburg, Februar 2021
Copyright © 2021 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg
Covergestaltung FAVORITBUERO, München
Coverabbildung Shutterstock, Magdalena
Zyzniewska / Trevillion Images, Richard Jenkins
Satz aus der Minion Pro
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978-3-499-00344-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
www.klimaneutralerverlag.de



Teil 1

Hamburg 1886

Prolog

Die Augen der Frau glänzten wie im Fieberwahn. Mit den Ellbogen bahnte sie sich einen Weg durch die Menschenmenge. Schweiß strömte ihr über das Gesicht, ihr Kleid war zerrissen und voller Rußflecken. Mit der einen Hand zerrte sie ein rotnasiges Mädchen hinter sich her, mit der anderen presste sie einen Säugling an ihre Hüfte.

Alfred Karsten sah sie als Erster. Auf der Suche nach seiner Tochter ließ er den Blick über die Köpfe schweifen und versuchte, zwischen den wippenden Hüten der Damen und den Zylindern der Herren Lilys rote Haare auszumachen. Er zuckte zusammen, als er dem Blick der Frau begegnete. An der Art, wie sich die brennenden Augen an ihn hefteten, erkannte er sofort, dass ihre Wut ihm galt. Einen Moment hielt er inne, überlegte mit gerunzelter Stirn, was sie wollen konnte. Es war offensichtlich, dass sie nicht zu den Gästen gehörte. Sie war direkt aus dem Schlamm der Gängeviertel gekrochen, beinahe konnte er das Elend an ihr riechen. Durch die entsetzten Blicke, die ihr folgten, und den Abstand, den die Menschen, die sie rechtzeitig bemerkten, zu ihr hielten, fand er diese Vermutung bestätigt. Er wollte sich schon wieder abwenden und eine Anweisung geben, die Frau diskret zu entfernen, der festen Überzeugung, dass sie doch nur zufällig hier inmitten der feinen Gesellschaft gelandet war. Aber als die Frau plötzlich einer Dame im violetten Tournürenkleid einen Stoß in den Rücken gab, weil sie ihr den Weg versperrte, die Dame nach Luft schnappte und beinahe ihren Sonnenknicker fallen ließ, löste er sich abrupt aus seiner Starre. Diese Fremde hatte soeben eine der bekanntesten Kommerzienrätinnen Hamburgs öffentlich angegriffen. Eine Anzeige würde sie ohne Prozess ins Zuchthaus bringen. Dass sie das ris-

kierte, ja nicht einmal zu merken schien, was sie getan hatte, zeigte ihm, dass etwas mit der Frau ganz und gar nicht stimmte. Sie sah krank aus, manisch.

Noch immer hatte sie ihren Blick keine Sekunde lang von ihm genommen.

Ihm schoss ein leiser Schauer durch den Körper, der die Haare an seinen Armen wie elektrisiert aufstehen ließ. Einem Instinkt folgend, schob er seine Frau Sylta ein Stück hinter sich, die verwirrt zu ihm aufsah, und nickte dann Franz zu. Sein Sohn brauchte nur wenige Sekunden, um die Situation zu erfassen. Ohne seinen gelassenen Gesichtsausdruck zu verändern, bellte er einen knappen Befehl in Richtung der Hafenarbeiter, die sie für den heutigen Tag als Sicherheitsmänner angeheuert hatten. Die Männer standen mit auf dem Rücken gefalteten Händen in einer Reihe hinter der Bühne und blickten starr geradeaus. Sofort lösten sich drei von ihnen aus der Formation und traten der Frau entgegen. Doch bevor sie sie zu fassen kriegten, begann sie zu schreien. «Karsten! Mein Mann ist als Krüppel von deinem Schiff runtergekommen. Sieben Kinder und kein Vater. Wir werden alle im Elend verrecken. Zehn Jahre hat er für die Reederei gearbeitet, und dann wird er davongejagt wie ein rüdiger Hund!»

Einer der Männer packte die kreischende Frau um die Taille und versuchte, sie fortzuziehen, während die anderen sie von der Menge abschirmten. Sie ließ das Mädchen los, kratzte und schrie, versuchte, ihn zu beißen. Fast wäre ihr dabei der Säugling aus den Armen gefallen. Der Mann fasste sie grob an den Haaren und drehte ihr die freie Hand auf den Rücken. Als sie merkte, dass sie keine Chance hatte, veränderte sich plötzlich ihr Tonfall, das Kreischen wurde zu einem verzweifelten Flehen. «Bitte! Wie sollen wir überleben?», rief sie. «Mein Mann braucht Arbeit! Meine Kinder werden ster-

ben.» Wie um ihre Worte zu bestätigen, begannen beide Kleinen, laut zu weinen.

«Schafft sie fort!», knurrte Franz, der gleichzeitig beruhigend in die Menge lächelte und einem weiteren Arbeiter zunickte, der sofort herbeieilte, um die anderen zu unterstützen. Kurzenschlossen packte der Mann das Mädchen, warf es sich über die Schulter und trug es davon. Die anderen fassten die Frau an den Armen und zerrten sie hinter ihm her. Bald waren ihre verzweifelten Rufe und das Weinen der Kinder unter dem aufgeregten Gemurmel der Menge nicht mehr zu hören.

Alfred wischte sich verstohlen mit seinem Einstecktuch über die Stirn. Das hätte auch anders ausgehen können. In Situationen wie diesen war es gut, Franz an seiner Seite zu haben, der nie Skrupel zeigte, wenn es darum ging, mit harter Hand durchzugreifen. Er lächelte den Umstehenden beschwichtigend zu, die zwar ein wenig aufgewühlt schienen, aber nicht wirklich beeindruckt. Jeder hier war in einer ähnlichen Situation und wusste, dass ihn keine Schuld an dem Zwischenfall traf. Einen Moment durchzuckte ihn der Gedanke, dass die Frau recht hatte. Sie würde vermutlich verhungern. Genau wie ihre Kinder. Der Säugling hatte bereits mehr tot als lebendig ausgesehen. Wenn der Vater als Brotverdiener wegfiel, blieb ihr nichts anderes übrig, als die größeren Kinder zum Betteln zu schicken, was wohl kaum eine neunköpfige Familie ernähren würde. Es war eine grausame Welt, ein grausames System, in dem sie lebten, aber er hatte es nicht erfunden. Sollte er vielleicht jedem seiner Arbeiter Krankengeld zahlen? Er schnaubte bei dem lächerlichen Gedanken leise auf. Es wäre sein Ruin! Es gab nun mal keine Lösung für solch ungerechte Situationen, die Frau würde sich, wie so viele ihresgleichen, in ihr Schicksal fügen müssen. Und dennoch ... Etwas an dem kleinen Mädchen, das an ihrem Rockzipfel

gehangen hatte, ließ ihn nicht los. Es erinnerte ihn auf seltsame Weise an Lily, der schüchterne, aber neugierige Blick, die feinen Sommersprossen auf der Nase. Er schüttelte den Kopf, wie um sich zur Ordnung zurufen, und war über sich selbst überrascht, als er sich plötzlich seinem Sohn zuwandte und ihm ins Ohr flüsterte. «Lass anweisen, dass ich der Frau fünfzig Mark als Entschädigung zukommen lasse!»

Franz verzog keine Miene, aber der Blick, mit dem er auf seine Worte regierte, war voll ungläubigem Staunen. «Bist du von Sinnen?», zischte er.

«Tu es einfach!» Alfred hatte keine Lust auf eine Diskussion. Er drehte sich um, aber Franz fasste ihn grob am Ärmel. «Wenn wir ihr etwas geben, kommen sie bald alle angekrochen!»

Er zögerte einen Moment. Es war ein berechtigter Einwand. «Schön. Sie kriegt das Geld nur, wenn sie niemandem erzählt, woher es kommt. Sollte jemand bei uns erscheinen und sich auf sie berufen, werde ich eine sofortige Rückzahlung verlangen. Das sollte sie zum Schweigen bringen!»

Franz war nicht besänftigt. «Vater, das ist eine vollkommen schwachsinn...»

«Mach bitte, was ich sage!» Alfreds schneidende Stimme ließ keinen Widerspruch zu. Sein Sohn würde in absehbarer Zukunft die Geschäfte und damit sein gesamtes Lebenswerk übernehmen. Aber noch traf er die Entscheidungen.

Franz wandte sich nach einem letzten ungläubigen Blick zähneknirschend ab, um die Anordnung weiterzugeben.

Alfred seufzte leise und ließ den Blick über die Titania schweifen. Das Schiff war eine Augenweide, er hätte nicht stolzer sein können. Traditionell gefertigt und doch mit der modernsten deutschen Technik ausgestat-

tet. Den Stapellauf hatte sie schon in Liverpool hinter sich gebracht, wo sie gebaut worden war, aber die Taufe musste hier stattfinden, auf Hamburger Wasser, mit Hamburger Traditionen.

Die Segel waren über die Toppen geflaggt, die blau-weiß gestreifte Karsten-Flagge war gehisst, und am Bug hing ein großer Kranz aus Blumen. Alles war bereit. Nun gab es nur noch ein Problem: Die Taufpatin fehlte. Ohne sie konnte die Zeremonie nicht losgehen. Er zog seine Taschenuhr hervor und warf einen nervösen Blick darauf. Sie hätte längst hier sein müssen.

Wo blieb Lily?

1

Lilys Hand ruhte bewegungslos auf dem Papier. Ein kleiner Klecks Tinte war von der Feder auf das Blatt gefallen und hatte dort eine blaue Träne gebildet. Sie lief an den Rändern leicht auseinander, wo die Fasern des Papiers die Oberfläche des Tropfens aufbrachen. Aber Lily bemerkte es nicht. Sie starrte vor sich hin, die Stirn nachdenklich gekräuselt, sodass über ihrer Nase jener kleine Kreis entstand, den ihre Mutter immer liebevoll ihre Denkerfalte nannte.

Über Hamburg flimmerte die Luft, der Himmel war ein endloser blauer Ozean. Eine Glocke aus Hitze schien sich über die Stadt gelegt zu haben und jede Bewegung in ihrem Inneren zu ersticken. Nicht einmal das Wasser der Alster, die Lily von ihrem Schreibtisch aus sehen konnte, schillerte wie sonst in kleinen, wirbelnden Mustern. Der Fluss glitt träge dahin wie ein grünblauer Spiegel.

Die Farben des Wassers, der schwere Duft der Kletterrosen vor ihrem Fenster und die seltsame Stille, die über der Stadt lag, lösten ein Gefühl in Lily aus. Ein beinahe schmerzhaftes Gefühl, das ein Ziehen in ihrer Brust verursachte. Sie kannte dieses Gefühl. Es überkam sie oft an heißen Tagen, wenn der süße Hauch des Sommers allgegenwärtig war. Besonders stark wurde es an den Abenden, an denen sie mit ihrer Mutter und Michel auf der Terrasse saß und sie sich vorlasen. Schon seit ein paar Minuten suchte sie nach einem Wort, um das Gefühl zu beschreiben. *Sehnsucht* hatte sie bereits durchgestrichen. Das traf es nicht. Auch *Melancholie* war nicht das, was sie suchte. Es war etwas Ähnliches, aber sie wollte das perfekte Wort finden, das Wort, das ihr Gefühl so präzise wie möglich spiegelte. «Wenn ihr mit wenigen Sätzen genau das ausdrücken könnt, was ihr fühlt, dann

könnt ihr schreiben!», hatte Frau Finke, ihre alte Lehrerin, immer gesagt. Und Lily hatte sich das zu Herzen genommen.

Nur gelang es ihr einfach nicht.

Sie schrieb *Vorahnung* auf und blickte mit gerunzelter Stirn auf die leicht nach rechts geneigten Buchstaben Auch das traf es nicht genau, aber ein wenig Wahrheit steckte doch darin. Sie fühlte sich, als würde sie auf etwas warten, als trage die Luft ein Versprechen auf die Zukunft in sich. Trotzdem zog sie energisch einen Strich durch das Wort. Eine halbe Wahrheit konnte sie nicht gebrauchen, sie wollte Genauigkeit.

Ein paar Wochen später würde sie beim Durchblättern der Seiten ein Schauer durchrieseln. Im Schatten der Ereignisse hatte das Wort eine vollkommen neue Bedeutung bekommen.

Aber in diesem Moment umschrieb es nicht mehr als die Vorfreude auf einen langen, heißen Sommer, in dem sie vor allem schreiben wollte. Schreiben und lesen. Und tanzen. Und küssen. Vielleicht nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Aber die bestimmte Henry. Er war immer so korrekt, so streng auf die Einhaltung von Regeln bedacht, als hinge sein Leben davon ab. Sie durften sich offiziell nur in Begleitung sehen, und anstatt dieses Gebot zu umgehen und ihr heimlich Avancen zu machen, wie man es erwartete, bestand er strikt auf dessen Einhaltung. Manchmal war sie fast ein wenig wütend darüber, wie wenig Mühe er sich gab, sie zu umwerben. Ja, sie waren einander bereits versprochen, sogar offiziell verlobt. Aber das hieß doch nicht, dass er jetzt aufhören konnte, ihr Briefe zu schreiben und ihr das Gefühl zu geben, schön und begehrenswert zu sein. «Du nimmst mich bereits für selbstverständlich!», hatte sie ihm einmal vorgeworfen, und er hatte sie entsetzt angeblickt und Bes-

serung gelobt. Die sie dann auch bekam – in Form von Schokolade und einem Gedicht.

Schokolade und Gedichte waren ja nicht schlecht, man konnte auf jeden Fall am Seminar damit angeben, auch wenn Henry das Gedicht nicht selbst, sondern von Brentano abgeschrieben hatte. Brentanos Gedichte waren ihr zu lieblich. Sie wollte aufregende Küsse in der Halle und romantische, nächtliche Treffen, für die sie sich aus dem Haus schleichen musste, wie in den Büchern, die Berta ihr heimlich auslieh und die sie im Regal hinter Goethe versteckte. Doch für so was war Henry einfach nicht zu haben. Als sie daran dachte, dass sie ihn heute bei der Schiffstaufe sehen würde, lächelte sie. Verliebt war sie, da gab es keinen Zweifel. Er hatte sie abholen wollen, aber er war so beschäftigt mit seinem Medizinstudium, stand kurz vor seinem Abschluss. Sie konnte genauso gut mit Franz fahren. Ihre Eltern waren bereits vor über zwei Stunden aufgebrochen, es gab vor den Feierlichkeiten noch einen Empfang in den Alsterarkaden, und Lily hatte sich gesträubt mitzukommen. Sie fand Empfänge entsetzlich langweilig. Als sie jetzt über die Taufe nachdachte, wurde ihr plötzlich bewusst, dass sie schon viel zu lange hier saß. Sie musste sich fertig machen!

Die stehende Luft im Raum ließ einen starken Geruch nach Teppich und altem Holz aus den Zimmerritzen hervorkriechen und gab einen Vorgeschmack darauf, wie heiß es bei der Taufe werden würde, die im Freien und – soweit sie wusste – ohne Schatten stattfand. Puder sollte sie also lieber nicht auflegen, der würde ihr nur über die Wangen hinablaufen. Dafür hatte sie auch gar keine Zeit mehr. Nach einem erschrockenen Blick auf die Standuhr im Flur hastete sie zu ihrer Kommode. Gut, dass Seda ihr heute Morgen bereits die Haare aufgesteckt hatte. Nur ein paar rote Locken waren der

kunstvollen Frisur entwischt und mussten zurück an ihren Platz geschoben werden. Eine müßige Arbeit, da sie sowieso wieder hervorspringen würden, sobald Lily sich bewegte. Ihr neues Kleid hing gestärkt und duftend am Schrank. Sie warf einen missmutigen Blick darauf. In Weiß sah sie blass und gespenstisch aus. Sie fühlte sich dann immer, als würde sie in dem Stoff verschwinden. Aber ihr Vater hatte darauf bestanden. «Eine Taufpatin muss so jung und unschuldig wie möglich aussehen, was kann das besser unterstreichen als ein weißes Spitzenkleid?»

Eine Haarklammer zwischen den Lippen, sprang sie hastig aus ihrem Hausmantel und klingelte an der kleinen Glocke neben ihrem Bett. «Seda, ich bin zu spät!», rief sie in den Flur, in der Hoffnung, dass Seda vielleicht schon in der Nähe war. Sie klingelte schnell noch einmal. Plötzlich wurde ihr bewusst, wie spät sie tatsächlich dran war. Franz würde jeden Moment hereinkommen, und sie war noch nicht zur Hälfte fertig.

In ihrer Chemise setzte sie sich vor den Spiegel, griff nach dem Rouge und malte hastig ein wenig Rot auf ihre Wangen. «Oh verflixt, das war zu viel!» Nun sah sie aus, als hätte sie Fieber. Sie tauchte ein Tuch in die Schale mit Wasser und rubbelte sich über das Gesicht. Das machte es nicht besser, nun klebte ihr das Rot in nassen Schlieren an den Wangen. Schnell drehte sie das Tuch um und rieb mit dem trockenen Ende, so fest sie konnte, über die Farbe. Als sie fertig war, standen die kleinen Locken am Rande ihres Gesichts wie elektrisiert in die Höhe, ihre Wangen glühten. «Gut, dass ich heute nicht vor fast hundert Leuten eine Rede halten muss», sagte sie zu ihrem Spiegelbild und zog eine Grimasse. «Oh, warte. Doch, das war heute!» Sie seufzte und warf das Tuch in die Ecke. Wie war das nun wieder passiert, sie hatte doch so viel Zeit gehabt. Den ganzen Vormittag!

Wie immer, wenn sie an ihrem Schreibtisch saß, die Gedanken zu Worten wurden, die Worte zu Sätzen, die Sätze zu Figuren und Geschichten, machte die Zeit einfach, was sie wollte. Sie verflüssigte sich, verschwamm, und wenn Lily aufsaß und meinte, es sei doch nur ein Moment vergangen, war sie einfach nicht mehr da.

Ihr Blick fiel auf ihren neuen Hut. Sie biss sich auf die Lippen. «Auf keinen Fall!», hatte ihr Vater gesagt. «An jedem anderen Tag, aber nicht zur Taufe!» Lily wusste, dass er es ernst gemeint hatte. Ein wenig gewagt war der Hut, das stimmte schon. Groß und dunkelgrün, mit einer enormen wippenden Feder und einem breiten Band mit kleinen Punkten. Extravagant und auf jeden Fall auffallend, nach der neuesten Mode, die ihrem konservativen Vater prinzipiell nicht gefiel, egal, wie sie aussah. Aber Lily liebte diesen Hut. Und er würde ihrem Gesicht etwas Schatten spenden. Während sie noch überlegte, ob sie es wagen konnte, die Anweisung ihres Vaters zu missachten, kam Seda herein. «Wir sind spät dran, oder?», fragte sie und griff nach dem Korsett, das auf dem Bett bereitlag.

«Sehr spät!» Lily ließ die Unterwäsche fallen, hob die Arme und stellte sich vor Seda, sodass diese es ihr überstreifen konnte. Nicht nur das Kleid, auch das Korsett war nach der neuesten Mode gefertigt. Es war lang, presste den Bauch weg und formte Hüfte, Brust und Gesäß nach außen. Schon wie Seda es da in den Händen hielt, sah es furchtbar schmal und unbequem aus. Lily hatte es erst einmal kurz anprobiert und Seda nach wenigen Minuten gebeten, es wieder aufzuschnüren, weil sie sich gefühlt hatte wie in einem Käfig. Wie sie einen so drückend heißen Tag darin überstehen sollte, war ihr schleierhaft. Sie musste unbedingt an ihr Riechfläschchen denken, damit sie nicht von der Bühne in die Menge kippte.

«Für Schönheit muss man eben leiden!», bemerkte Seda, als sie Lilys gequälten Gesichtsausdruck im Spiegel sah, und lächelte ihr aufmunternd zu.

Lily nickte mit aufeinandergepressten Lippen und hielt sich am Bettpfosten fest. Das Kammermädchen zog, so fest es ging, an den Schnüren, die die Federstahlbänder gegen ihren Körper pressten und ihren Bauch in die moderne Kürasstaille formten. Lily zuckte bei jedem Zug zusammen und spürte, wie ihre Gedärme immer enger zusammengedrückt wurden. Es fühlte sich an, als hätte sie einen dicken Stein im Magen.

Seda holte das Maßband hervor und schlang es mit konzentrierter Miene um Lilys Taille. «Dreiundfünfzig Zentimeter.» Sie nickte zufrieden.

«So könntest du an den Straßenecken gutes Geld verdienen!», sagte eine Stimme hinter ihr.

Lily fuhr herum. Franz stand im Türrahmen. Er blickte sie mit leicht verächtlichem Ausdruck im Gesicht an. Sofort überzog eine hektische Röte Sedas Wangen, schüchtern sah sie zu Boden. Lily wusste, dass das Hausmädchen ihren großen Bruder attraktiv fand, sogar ein wenig in ihn verliebt war. Franz tat jedoch wie immer so, als befände sie sich gar nicht im Raum.

«Charmant wie stets!», zischte Lily ihm als Antwort zu, und er verzog spöttisch einen Mundwinkel.

«Die Pferde sind eingespannt. Wir müssen los.»

«Du siehst doch, dass ich noch nicht fertig bin!»

«Du hattest den ganzen Tag Zeit.»

«Ja, aber es dauert nun mal noch. Sie werden schon nicht ohne mich anfangen.» Wie immer, wenn sie mit Franz sprach, stahl sich eine schnippische Gereiztheit in ihren Ton.

Ihr Bruder lehnte sich im Türrahmen nach hinten und warf einen Blick auf die Uhr in der Halle. «Du willst also eine ganze Festgesellschaft auf dich warten lassen? Ty-

pisch. Die Erde dreht sich ja auch um Lily Karsten.» Er zog die Augenbrauen hoch. «Ich gebe dir noch fünf Minuten. Die Pferde stehen in der Sonne», sagte er unge-
rührt, und mit einem weiteren abschätzigen Blick auf ihre aus dem Korsett quellenden Brüste war er verschwunden.

Lily zischte eine derbe Verwünschung hinter ihm her, die Seda schockiert zusammenzucken ließ. «Als würden ihn die Pferde kümmern! Er will mich einfach nur bloßstellen.» Fünf Minuten konnte sie niemals schaffen. Sie musste noch ins Kleid, und ihre Haare waren auch noch nicht fertig. «Er wird es nicht wagen ...», murmelte sie und wusste doch zugleich, dass er es sehr wohl wagen, ja sogar genießen würde, ohne sie loszufahren und sie vor aller Welt zu blamieren. Einen Moment überlegte sie fieberhaft. «Seda, lauf rasch nach unten und sag Agnes, dass Toni die Droschke für mich anspannen soll. Franz wird ohne mich fahren, ich weiß es genau!»

Seda ließ sofort das Maßband fallen und eilte zur Tür hinaus. Einen Moment stand Lily ratlos da, überlegte, welche Aufgabe sie ohne Hilfe bewältigen konnte und lief schließlich zum Spiegel, um ihre Haare zu ordnen. Doch schon nach wenigen Sekunden wurde ihr klar, dass es aussichtslos war. Die Luftfeuchtigkeit war zu hoch, die Locken kringelten sich in alle Richtungen. Frustriert warf sie die Haarnadeln wieder in die Schale. In dem Moment hörte sie durch das offene Fenster die Hufe der Pferde auf dem Kies. «Was? Die fünf Minuten sind doch noch nicht einmal um!», rief sie und hastete auf den Balkon. Sie sah gerade noch Franz' Zylinder und sein hämisches Grinsen, als er ihr kurz durch das Fenster der Kutsche zuwinkte, die aus dem Tor hinaus die Bellevue hinabfuhr. Lily trat wütend mit dem Fuß gegen das Geländer und zuckte zurück, als ein stechender Schmerz ihr Bein hinauffuhr. «Du Mistkerl!», brüllte sie ihm hin-

terher, aber die Kutsche war schon hinter den Bäumen der Allee verschwunden.

Sie hüpfte auf einem Bein ins Zimmer zurück. «Seda! Wo bleibst du?», rief sie verzweifelt. Jetzt musste sie sich wirklich, wirklich beeilen.

Fünfzehn Minuten später eilte Lily Karsten die große Treppe in der Halle hinunter. Ihre Wangen waren noch immer einen Hauch zu rot, aber sie war tadellos geschnürt und zurechtgemacht. Die Taille in dem weißen Kleid sah aus, als würde sie bei der ersten unbedachten Bewegung zerbrechen. Als sie einen letzten Blick in den Spiegel über dem Kamin warf, kam ihr Agnes, ihre Haushälterin, mit sorgenvoller Miene entgegen.

«Oh, Lily. Wir haben ein Problem!», rief sie. Dann stockte sie, und ihr Blick glitt nach oben. «Aber ich dachte ... Dein Vater hatte doch verboten ... der grüne Hut ...» Wie immer, wenn niemand anderes in der Nähe war, duzte sie Lily.

«Jaja, ich weiß, es ging nicht anders! Ich muss meine Haare verdecken.» Lily, die sich in letzter Sekunde doch für die Rebellion entschieden hatte und es bereits bereute, winkte rasch ab, damit Agnes sie nicht noch mehr verunsicherte. «Was gibt es für ein Problem?»

«Das Pferd lahmt», verkündete die Haushälterin mit Grabesmiene. «Toni hat es eben erst bemerkt. Die Droschke kann nicht fahren!»

«Was?» Lily starrte sie entsetzt an. Kleine Punkte tanzten vor ihren Augen, und sie musste sich kurz am Geländer festhalten. Es liegt am Korsett, dachte sie, und atmete so tief ein und aus, wie es ihr möglich war. Oder an dem Gedanken an eine ungeduldige Festgesellschaft der Hamburger Oberschicht, die in der stechenden Hitze auf sie wartete. «Das darf nicht wahr sein!», keuchte sie.

«Was machen wir nun?» Agnes schlug bekümmert die Hände zusammen. Wie immer, wenn sie sich aufregte, sah sie aus wie ein aufgeplustertes Huhn. Lily fing sich, holte tief Luft und eilte an ihr vorbei aus dem Haus.

Draußen in der kreisrunden Einfahrt stand die kleine Droschke, die ihr Vater benutzte, wenn er alleine ausfuhr. Silber, der schwarze Hengst, den sie letzten Herbst gekauft hatten, stand schnaubend davor. Toni bückte sich gerade und begutachtete seinen Vorderhuf. «Was hat er?», fragte Lily, die schon von den wenigen Stufen atemlos keuchte.

«Tag, Fräulein Lily!» Toni lüpfte seine Mütze, ohne dabei den Huf loszulassen. «Ich weiß es nicht, der Knöchel ist geschwollen. Der kann so auf keinen Fall laufen.»

«Dann hol schnell ein anderes Pferd!» Lily wischte sich über die Stirn. Schon jetzt begann sie zu schwitzen. «Ich bin schon viel zu spät», rief sie verzweifelt.

Toni nickte mit zusammengezogenen Augenbrauen. «Ich habe schon Bescheid gegeben, aber es wird 'nen Moment dauern.»

Lily wusste, dass er recht hatte. Er musste Silber abspannen, das neue Pferd, das noch nicht mal in Sichtweite war, einspannen, vielleicht sogar noch striegeln oder die Hufe auskratzen. «Dafür ist keine Zeit!»

Der Stallaufseher fuhr sich ratlos mit der Hand über den Kopf. Agnes, die hinter Lily hergeeilt war, knetete ihre Schürze. «Was sollen wir nur tun?», rief sie. Ihre Wangen hatten unter der Haube stechende rote Flecken bekommen. «Wenn du nicht rechtzeitig kommst, wird es eine Katastrophe!»

«Ich weiß!» Lily stöhnte und sah sich hilfesuchend um, als erwartete sie, wie von Zauberhand eine Droschke die Einfahrt hinauffahren zu sehen. «Verflixter Franz, der mich einfach stehenlässt!» Sie stampfte mit dem Fuß auf wie ein kleines Kind und hätte sich am liebsten die

Haare gerauft. Plötzlich fiel ihr Blick auf etwas Glänzendes, das neben dem Pfeiler der Eingangstür an der Wand lehnte.

Franz' neues Fahrrad.

Lily runzelte die Stirn. Ein Gedanke schoss ihr durch den Kopf. Ein vollkommen abwegiger, verrückter Gedanke. Sie biss sich auf die Lippen. Könnte sie es wagen? Nein, es war ganz und gar unschicklich. Oder? Sie hatte Bilder von Frauen auf Fahrrädern gesehen. Allerdings waren das Radrennen gewesen, Sportwettkämpfe, und sie hatten in Belgien und Frankreich stattgefunden. Nicht in Hamburg. Und mit einem Kleid wie dem ihren? Nein, es war zu verrückt. Sie wusste, wie man fuhr, hatte Franz so lange angebettelt, bis er grummelnd im Hof mit ihr übte. Mit seinem alten Hochrad hatte sie nicht umgehen können, aber dies hier war ein modernes Niederad, ganz neu auf den Markt gekommen und somit auch für sie leicht zu handhaben. Es war ein herrliches Gefühl gewesen, der Wind im Haar, das Rattern der Räder auf dem Kies. Michel war lachend um sie herumgesprungen und hatte versucht, sie einzufangen. Sie hatte sich frei gefühlt. Als könnte sie einfach die Einfahrt hinunter auf die Bellevue sausen und verschwinden. Wo auch immer sie hinwollte, ihre Beine würden sie in Windeseile an ihr Ziel bringen. Sie beneidete ihren großen Bruder glühend darum, dass er in der Stadt damit fahren konnte. Extra aus England hatte er das Fahrrad kommen lassen und stolze dreihundert Mark dafür gezahlt. «Wenn du es zerkratzt und ich es bemerke, bist du besser nicht in der Nähe!», hatte Franz gedroht, und sie wusste, dass er es ernst meinte.

Aber sie hatte ja auch nicht vor, es zu zerkratzen. Fahrrad fahren war kinderleicht, wenn man erst mal den Dreh raus hatte. Zwar würde es schwierig werden, nicht mit dem Rock hängen zu bleiben. Aber wenn sie mit ei-

ner Hand ihr Kleid hielt und mit der anderen lenkte ... Sie warf einen Blick in Agnes' und Tonis ratlose Gesichter. «Ich werde einen Jungen zum Marktplatz schicken, damit er eine Mietdroschke anhält!», schlug Agnes jetzt vor, aber Lily winkte ab.

«Bis er wieder da ist, ist die Taufe vorbei!» Sie zögerte noch eine Sekunde, dann marschierte sie entschlossen los. Mit den Pferden war sie auch nicht viel schneller als mit dem Rad, und so konnte sie wenigstens sofort losfahren. Sie musste nur sichergehen, dass die Festgesellschaft sie nicht sah.

Sonst würde sie einen Skandal auslösen.

[...]